

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Simplicius [Schluss]
Autor: Chiesa, Francesco
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572549>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf einer nahen niedrigen Wiese war eine tote Krähe an einem Pfahle aufgeknüpft und schimmerte matt wie Trauerseide. Der Föhn spreizte ihre breiten Flügel und schleuderte dem stöhnenden Alten eine Handvoll Staub in die blinden Augen, als wollte er ihm zum zweiten Male den Weg verdunkeln und ihm damit jede

Erinnerung auslöschen. Die schwarzen Wolken über ihm waren vom Föhne verjagt; am Rande des Himmels aber drängten sich glänzende Wölklein herauf, zielteten hoffnungsvoll gegen die Strömung des Windzuges und waren wie Erinnerungen, die sich nicht wollen vertreiben lassen vom Wehen der Zeit...

Simplicius.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Francesco Chiesa, autorisierte Uebersetzung von Josy Priems, Zürich.

(Schluß).

So war er denn tot? Vielleicht doch nicht; denn wieder war er erwacht und sah, wie die Palmen der Dase noch immer ihre zarten Zweige über seinem weißen Haupt schaukelten und das Quellens noch immer sein Antlitz widerspiegelte. Und dennoch hatte er die unzweifelhafte Empfindung des Sterbens gehabt. So ganz verschieden von dem gewohnten Einschlafen war dieses Schwinden der Kräfte, dieses Erlöschen des Bewußtseins gewesen. Dann hatte er die Augen wieder aufgeschlagen, und die Sinne waren ihm zurückgekehrt; allein, wie anders war es gewesen als bei einem vom Schlaf Erwachenden! Dies war Auferstehung, nicht Erwachen! Auch nach dem längsten Schlaf, auch nach gewissen Krankheiten, die den Geist während Wochen und Monaten lähmten, ist das Erwachen immer eine Fortsetzung des vorangegangenen Lebens, ein so enges, festes Wiederanknüpfen der Gegenwart an die Vergangenheit, als wäre nie eine Unterbrechung eingetreten. Vom Schlafe machen wir uns stets eine negative, nicht eine positive Vorstellung. Nach unserm Empfinden ist er nicht etwa ein finster aufragender Berg, der das Gestern vom Heute trennt, sondern höchstens eine schwarze Kluft, über die wir hinwegkommen, ohne daß wir uns dessen bewußt würden. Und schauen wir uns am Ende des Weges um, so scheint er uns eben und unterbrochen. Was Simplicius um, so dagegen hinter sich fühlte, das war hart und fest wie Stein: es war ein Berg, nein, ein Gebirge aus schwarzen Felsen, das er nicht überschritten, sondern dessen Inneres er auf endlosem, schaurig engem Pfad durchquert hatte, indem er sich, nach Art des Holzwurmes, den Weg Zoll für Zoll durchgraben mußte. Und diese furchtbare Fron hatte Jahrhunderte gedauert; dann war es ihm gewesen, als würde die hindernde Masse weniger hart, weniger schwarz. Und eines Tages bemerkte er, daß er Haupt und Arme frei bewegen konnte, daß das schwarze Gestein lichter Tag geworden war. Neugierig, doch gelassen schaute er um sich, ein wenig wie ein Kind, das wohl darnach verlangt, die Dinge, die ihm allmählich vor Augen treten, kennen zu lernen, das jedoch keinerlei Verwunderung darüber empfindet. Verwunderung empfindet der erwachsene Mensch, wenn sich ihm eine Erscheinung des Lebens offenbart, die von dem Begriffe, den er sich bereits von ihr gebildet hatte, verschieden ist oder gar im Widerspruch dazu steht. Er verwundert sich, wenn er vergleicht. Das Kind dagegen findet weder in seinen Erinnerungen, noch in seinen Erwartungen Begriffe, die ihm einen Vergleich möglich machen, und deshalb scheinen ihm auch die ungewöhnlichsten Dinge natürlich. So war es mit Simplicius. Sein Gedächtnis war an Bildern sozusagen leer, und die wenigen, unbestimmten, die noch darin hafteten, waren blau und verschwommen. So war Simplicius vielmehr ein Wiedergeborener als ein Auferstandener. So „entdeckte“ er allmählich, im Lauf der Tage, zu seinem unfähigen Entzücken die schönen und

die gewaltigen Dinge seiner Umgebung, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Allmählich nur entdeckte er sie; denn seine Kräfte waren noch gering, und bloß mit Mühe vermochte er sich im Umkreis von wenigen Schritten auf Händen und Füßen vorwärtszuschleppen. Allein schon am ersten Tage seiner Wiedergeburt hatte er auf einem Stein der Grotte ein Häuslein länglicher, goldiger, runziger Dinger entdeckt, die er alsbald zum Mund führte und gierig kostete, ohne daß er sich auch nur ihres Namens erinnert hätte. Es waren Datteln. Noch größere Freude empfand er, als er das Wasser entdeckte. Gleich im Anfange, nachdem er wieder zu sich gekommen war, hatte sein Ohr, im wirren Zusammenklang der Geräusche ringsum, gewisse zarte Laute wahrgenommen, die sich von den andern durch ihre Lieblichkeit und den größeren Zusammenhang ihres Gesanges unterschieden und ihm wie eine immer deutlicher und beharrlicher sich wiederholende Einladung vorkamen. Das alte Kind schleppte sich auf den Knieen bis zu dem Ort, woher der Ruf der muntern Stimmen drang, und als er die Quelle erreicht hatte, stieg ihm ein helles, fröhliches Lachen aus der Brust auf und brach die Starrheit, in der er noch gefangen gelegen hatte. Und die Freude wurde zum Jubel, als ihn angefischt eines schwimmenden Blattes die Lust anfam, etwas ins Wasser zu werfen. Er warf eine Blume, ein Steinchen hinein, und seine jubelnde Freude war so lieblich und unermüdlich wie die kleinen Kreise, die sich spielend einer aus dem



Alfred Marxer, Zürich-München.

Chrysanthemum-Stillleben (1909).

andern ausbreiteten. Gleich der klaren Wasserfläche erbebte seine Seele vor Entzücken bei jeder neuen Erscheinung, die sich ihr offenbarte. Gleich den Kieseln, die er einen nach dem andern in den Quell warf, ward ihm jedes Bild, das sich ihm in die Tiefen des Bewußtseins senkte, klar und durchsichtig. Bald wagte er, die Fingerspitzen und endlich die ganze Hand ins Wasser zu tauchen, erst die eine, dann die andere, und fühl und triescend zog er sie wieder zurück. Und nachdem das Vertrauen in dieses schöne, glitzernde, klare Etwas über jeden Zweifel hinausgewachsen war, konnte er den Wunsch, es sich noch inniger zu eignen zu machen, nicht mehr meistern und berührte mit der Zunge die nassen Hände . . .

Bald entdeckte er auch den Wohlgeschmack gewisser duftender, saftiger Kräuter, gewisser Wurzeln, die weiß und zart waren wie Butter. Er fand heraus, wieviel angenehmer es war, auf einer dichten Schicht Laub als auf der nackten Erde zu ruhen, und bereitete sich in einer Ecke der Höhle ein weiches Lager aus jungem Grün. Schon nach wenigen Tagen wußte er, daß ein leichtes, dumpfes Aufschlagen eine Frucht bedeutete, die vom Ast gefallen war, leicht zu sammelnde, köstlich schmeckende Frucht! Er wußte das Rauschen der Blätter vom Murmeln der Quelle und die Stimmen einiger Vogelfamilien von einander zu unterscheiden. Eine seiner freudigsten Entdeckungen war die eines großen Ameisenhaufens in den Ritzen des Gesteins vor seiner Höhle. Stundenlang, ja ganze Tage konnte er davor sitzen und das Kommen und Gehen, die Geschäftigkeit, die Büge, die unruhigen Gebräuche dieses großen winzigen Volkes beobachten. Und von Zeit zu Zeit stieg ein kindliches Lachen aus dem langen weißen Bart . . .

Lachen, mehr oder minder artikulierte Laute — keine Worte. Schon vor jener Krisis, die für ihn eine Wiedergeburt bedeutete, hatte er infolge des langen Einsiedlerlebens Gebrauch und Erinnerung der Sprache verloren. Allein, indem er den Gesang der Vögel, das Flüstern der Quelle und das Raunen, der Blätter hörte, war es ihm, als läde ihn etwas ein, ja fast, als zwänge es ihn, diese Laute mit seinen Lippen nachzuahmen. Und je mehr seine Fähigkeit zunahm, die Dinge durch einen Laut darzustellen, desto mehr klärte und festigte sich der Begriff davon in ihm. Und immer größer wurde diese Gewandtheit, sodß er auch die feinsten und schwierigsten Laute geschickt nachzuahmen verstand. Schließlich erstreckte sie sich über die Grenzen einer bloßen Nachahmungsgabe: sie wurde zur Kunst, Kunst, die imstande war, auch die stummen Dinge in diesen entsprechenden Laute zu übersezten. Ohne sich selbst Rechenschaft darüber abzulegen, begriff er, daß das wahrhaft Charakteristische der Dinge in ihrem Rhythmus liegt, der sich bald in Tönen, bald in Formen, Farben oder Gerüchen offenbart, sodß auch die Dinge, denen die Stimme versagt, sich durch einen Laut ausdrücken lassen, sofern dieser wenigstens mit ihrer Form oder Farbe harmoniert und ihrem Rhythmus entspricht.

So fand er den annähernd richtigen phonetischen Ausdruck für die süße Frucht, den strahlenden Mittag, die dunkle Nacht. Er fand ihn für Hände und Füße, für Gehen und Schlafen. Allmählich nur fand er ihn; das Wort gelang ihm nie zur Befriedigung beim ersten Mal; doch mit Geduld, von Versuch zu Versuch, vervollkommnete er es. Und das Schaffen neuer Wörter, das Sichzueignemachen der Natur durch die Sprache wurde ihm immer leichter und geläufiger dank der schöpferischen Kraft, die den geschaffenen Wörtern innenwohnt. Denn diese gleichen den kleinen Teilchen lebender Haut, die der Chirurg dem wunden Körper da und dort aufsetzt. Ihr Zweck ist nicht allein der, mit ihrer geringen Fläche eine kleine Lücke auszufüllen, sondern ringsum die erfäßpste Kraft des Fleisches neu zu beleben; sie dehnen sich aus, bis eines das andere berührt, ohne daß Neues dazwischen gefügt worden wäre. Wörter sind lebende Organismen, fruchtbare Erzeuger neuer Wörter. Und zwar erzeugen sie sie auf die manigfachste Weise: durch Spaltung, durch neue Keime, durch Be-

fruchtung; sie wachsen und vermehren sich wie die Tiere, Pflanzen und Kristalle. So fand sich Simplicius mit der Zeit im Besitz einer Sprache, die ausreichte, um die Dinge, ihr Verhältnis untereinander, ja selbst die eine oder andere abstrakte Idee zu bezeichnen. Und nach einer Sprache fühlte er mächtiges, unabweisliches Verlangen, war er doch nicht allein, sondern in steter, lebendiger Gesellschaft.

III.

Er war nicht allein. Kein Mensch war je von reicherem, regerem Leben umringt gewesen. Alle Dinge des Himmels und der Erde, auch die dem Menschen in Gestalt und Wesen am wenigsten ähnlichen, empfand er als von ausgesprochen menschlichem Leben pulsierend. Und zwar lebten sie nicht, wie in der Welt der Dichter, kraft der bloßen Phantasie, die, eine leuchtende Flamme, mit ihren Strahlen jede, auch die dunkelste Materie zu durchdringen vermag und durch ihren Flügelschlag den Dingen unruhige, huschende Schatten entlockt. Nein, die Einsiedelei des Simplicius lebte von ihrem eigenen Leben, oder solches war wenigstens seine kindlich naive Überzeugung. Jedes Ding hatte eine Stimme oder eine Gebärde, einen Pulsschlag oder einen Atem, eine Tätigkeit oder zum mindesten ein menschliches Bestehen. Einige von ihnen, zutraulicher und mittelmäher als die andern, ließen sich herbei, Gespräche mit ihm zu führen: so die Vögel, die Baumkronen, das Wasser. Wohl waren sie sehr einfach, diese Gespräche, aber unfähig heiter, ein wenig eintönig vielleicht — doch ist dies nicht auch das vollkommene Glück? Die Baumkronen raunten und rauschten, und der alte redete, indem auch er dem Laub gleich, über das der Wind hinstrich, die Stimme hob und senkte und mit verschiedenem Klange färbte, so, wie er es der Antwort, die aus den Lüften kam, abgelaufen hatte.

Und dann die Ameisen! Was für traute, liebe Freundinnen waren auch sie, trotzdem sie ohne Stimme und soviel kleiner waren als er! Sachte, sachte streckte er die Hand aus, damit die eine oder andere sie erkletterte. Zwei oder drei der Tierchen klimmten daran empor, tasteten neugierig mit den winzigen Fühlern, ließen in den feinen Gängen der Handfläche hin und wieder, erkundshafte die Tiefen zwischen den Fingern. Und er lachte, lächelte und sprach das Wort, das er gefunden, um diese rastlosen Tierchen zu bezeichnen, und leitete davon eine Art Zeitwort ab als Ausdruck für die Tätigkeit des Gehens, Suchens und andere ähnliche, dem Begriff der Bewegung und der Ernstigkeit verwandte Handlungen.

Doch seine liebste Gesellschaft, diejenige, die in ihm die innigste und unerschöpflichste Freude, das größte Verlangen nach der Sprache und die größte schöpferische Macht dazu weckte, war das Wasser, das liebe Wasser mit seinen tausend Stimmen, das so weich und lebendig auf jeden Sinn einwirkte. Was für ein lieber Schelm war es doch! Wie verstand es, sich schweigend zu ducken, mit leisem Jubilieren wieder aufzuschrecken, lustig hüpfend die Steinchen ihre Kapriolen zu lehren und die über das Bächlein sich neigenden Gräser und Kräuter des Ursers zu schaukeln! Und wie viele andere immer wieder neue, schöne Spiele wußte es erst, wenn er seine Hände oder Füße darein tauchte! Das Spiel der „Edelsteine“ zum Beispiel! So nannte er selbst es freilich nicht; denn von Edelsteinen wußte sein Erinnern nichts mehr. Allein der Anblick der wunderbaren, in allen Farben funkeln Tröpfchen, die er durch eine einfache Bewegung hervorzauberte, ließ in seinem Innersten alle Bronnen des Entzückens quellen. Und dann das „Pfauenspiel“! Auch dies war nicht der Name, den er ihm gab. Vielleicht hätte er es aber so geheißen, wenn auf einem der Felsenrümmer der königliche Vogel sein herrliches Gefieder entfaltet hätte. Zum „Pfauenspiel“ ließ sich das Wasser indessen nicht so leicht und auch nicht zu allen Stunden des Tages herbei. Es war das Spiel des Morgens und des Abends, wenn die Sonnenstrahlen schräg ins Wasser fallen. Dann regte es sich in ihm von neuem, wunderbarem Leben:

dann verklärte es sich zu einem hohen, herrlichen, in Gold und Tiefblau und Grün leuchtenden Wesen; dann entfaltete es tausend duftige Fächer mit vieläugigen Schweifen, die in den Höhlungen des Gesteins und unter den dunkeln Kronen der Bäume tanzten! Doch nicht das gewohnte fröhliche Lachen war es, das dieses Schauspiel auf des Simplicius Lippen rief. Mit großen Augen und klopsendem Herzen, als wie gebannt, staunte er das Wunder an. Seine allererste Erfahrung des Lebens hatte er ja bereits gemacht, und so begann denn nun für ihn das Staunen, das den Dingen Misstrauen, das Fürchten. Er verwunderte sich, wenn das neu Entdeckte oder besser gesagt das neuerdings Beobachtete mit dem ersten Begriff, den er sich von den Dingen gemacht hatte, nicht übereinstimmte. Das nächtliche Dunkel erschien ihm als etwas vom Tageslicht in seinem innersten Wesen durchaus Verschiedenes, und so sah er darin den augenblicklichen Sieg einer fremden, nicht natürlichen Macht. Und wenn er des Nachts das Brüllen der wilden Tiere hörte, verkroch er sich zitternd in der Tiefe seiner Höhle.

Eines Tages, als er sich über das ruhig daliegende Wasser neigte, um zu trinken, sah er darin sein eigenes Bild. Mit einer heftigen Bewegung, fast entsezt, fuhr er zurück. Was war das? Was konnte es sein? Und zaghaft, furchtshalb, neigte er sich von neuem über das Wasser. Die weiße Gestalt erschien wieder. Sie näherte sich ihm, sowie er sich ihr näherte. Allmählich verwandelte sich des Simplicius anfängliche Furcht in lebhafte Neugier. Er beobachtete den Mund, die Augen, die Nase, das weiße Haar und bemerkte die vollkommene Übereinstimmung jener Bewegungen mit den eigenen. Er strich sich über den langen Bart; die Gestalt im Wasser tat genau dasselbe. Und in dem Augenblick, da er das Bedürfnis empfand, sich von jenem andern Wesen, das ihm so vollkommen ähnlich war, auf das sich sein Bewußtsein jedoch nicht erstreckte, zu unterscheiden, erwachte in ihm auch das Gefühl des eigenen Ichs, der eigenen Individualität. Und ein ähnlicher Drang regte sich in ihm kurze Zeit darauf, als er an einer von hohem, glattem Gestein eingeschlossenen Stelle des Hügels das Echo seiner Schritte und seiner Stimme vernahm. Die eigene Stimme hören, wenn man nicht mehr spricht, bedeutet soviel als sie sich als etwas Fremdes, außer einem Liegenden vorstellen. Allein der Begriff des Fremden hat im Bewußtsein des Menschen seine Grenzen, und zwar sind es dieselben, innerhalb deren sich die Persönlichkeit entwickelt und abschließt.

IV.

Eines Morgens, als er nach süßen Wurzeln grub, stießen seine Nägel auf etwas Hartes, Glattes, das sich unter der Erde lang hinstreckte. Er grub eifriger; denn es schien ihm nicht einer der gewöhnlichen Steine. Stein war es wohl, allein von einer warmen, glänzenden Weise, wie er da und dort zwischen der schwarzen Erde hindurch wahrnehmen konnte. Hastig grub er weiter, ohne den Schmerz in den zerrissenen Nägeln, den wunden Fingern zu fühlen. Endlich kam ein menschliches Antlitz zum Vorschein. Gierig, in jähem Erstaunen, neigte sich der Alte darüber, wie einst über jenes andere Bild im Bach. Allein dies war nicht mehr sein eigenes Antlitz; es war nicht mehr der Mund, der sich öffnete, wenn er selbst redete, nicht mehr die Stirn, die sich ihm entgegenneigte, wenn er die seine neigte. Unbeweglich, leblos und von einem geheimnisvollen Lächeln versiegelt, lag das schöne Antlitz vor ihm. Hätte nicht die Nacht des Vergessens jede Spur früheren Erlebens in des Simplicius Seele begraben, so hätte er wohl in diesen vollkommen schönen Zügen das Bild der Göttin Venus erkannt, wie es sich die edlen Heiden vorzustellen pflegten: voll heiterer, lächelnder Ruhe. Kein Grinner war in ihm, wohl aber eine unklare, mit Scheu vermischte Freude. Die Schönheit und das Geheimnisvolle dieses Lächelns verfolgte ihn, der gierig und bebend das Wunder anschaute. Und auf die Lippen trat ihm zögernd das Wort, mit dem er den Mond zu bezeichnen pflegte. Warum just dieses Wort? Vielleicht, weil ihn die Weise dieses aus der dunklen Erde hervorschimmernden Antlitzes an das Licht des Mondes erinnerte, das ebenso weich und seltsam das dämmernden Grüne der Bäume durchdrang. Vielleicht auch nur um einer allgemeinen Übereinstimmung derindrücke willen: weil er nichts Milderes und Geheimnisvollereres kannte als den Mond und es ihm schien, als gebühre dessen Namen auch dieser andern, neuen Erscheinung, die wohl so ganz verschieden und dennoch ebenso mild, ebenso geheimnisvoll war wie er?

Zaghaft, bebend streckte er die Hand aus, um jede Schlacke, die dem Antlitz anhaftete, zu beseitigen und die weichen Formen des Kinn und der Wangen zu betasten. Liebkosend strich er über das krause Haar, durch das sich ein Band schlängelte. Er entfernte die Erde aus den Ohren, damit sie hören, aus den Augen, damit sie sehen sollten. In den Augenhöhlen, längs der Lider, blieb ein dunkler Schatten zurück, der dem Blick etwas Warmes, Tiefes verlieh. Eine ästige Wurzel umwandte den Hals und reckte sich in tausend feinen Fasern begehrlich hinab über die Schultern und hinauf bis zu den Lippen. Er löste die gierigen Schlänglein, und dabei rann ihm das Blut von den wunden Fingern auf das weiße Antlitz der Göttin. Wo die Berührung am innigsten war, da färbte ein rötlicher Schimmer den Marmor. Ein roter Tropfen fiel auf die Lippen und folgte, sanft zerrinnend, den Linien des Mundes.



Alfred Marxer, Zürich-München.

Herbstmorgen im Bauernhof (1910).



Alfred Marcker, Zürich-München.

Bildnis von Frau Sch. (1910).

des. Simplicius sah es in bangem Entzücken. Er dachte nicht daran, das Blut wegzuwischen; vielmehr rann ihm angesichts seines eigenen Blutes auf jenem fremden Munde ein Wonne-schauer durch den Leib. Mit wachsender Gier grub er weiter. Er entdeckte den festen, edeln Ansatz der Arme, und plötzlich lag der herrliche Busen, unverfehrt und von jeder Schläcke frei, vor ihm. Totenbläß, als schwände das Leben aus ihm, starre der Alte darauf. Alles Blut drängte sich ihm zum Herzen und drohte, es zu zer sprengen. Sein Blick trübte sich; allein in ihm erschloß sich ein anderes Auge: ein inneres Gesicht erwachte zu immer größerer Klarheit, je mehr sein leibliches Auge sich umdunkelte. Und in jenem innern Gesicht erstanden diese rei-nen, edel geschwungenen Formen in noch vollkommenerer Schönheit, ihre Wölbung gekrönt von einem zarten rosigen Hauch und belebt vom Rhythmus eines ruhig fließenden Atems. Schwer und leuchtend dagegen, als müßte er brechen, ging des Alten Atem. Zerrissen und rauh stürzten ihm Laute und Worte über die Lippen, die nicht seiner neuen Sprache angehörten, und plötzlich fing er mit Händen und Füßen und mit der Brust an zu wühlen und füllte die Grube mit Sand und Steinen aus, gleich dem wilden Tier, das seinen Raub in der Erde verscharrt. Die selige Vergessenheit war zerstört, höchstens, daß sie als blässer Schatten in ihm fortdauerte oder als hältloses Geträümter sich vor ihm aufrichtete, durch dessen klaffende Spalten er vieles, nur allzu vieles aus seinem früheren Erleben wieder erblickte. Von neuem hörte er die Stimmen der Vergangenheit und lauschte auf diejenigen seines gegenwärtigen Seins, wie es geschieht, wenn eine erhabene Musik schweigt und das wirre Gebräu der Menge und die armseligen Alltagstimmen unseres Innern sich dem Bewußtsein wieder aufdrängen. Jener Frauenbusen war ihm aus der dunkeln Erde entgegetreten als eine allzu mächtige Erinnerung an sein früheres Leben, das immer klarer vor seinem Geiste wiedererstand. In einem Winkel seiner Höhle fand er Büzergürtel und Geißel, in einem Winkel seiner Seele Fasten und durchwachte Nächte.

Die Welt schied sich für ihn in zwei Reiche: das Reich Gottes und das Reich des Satan, und auf der Grenze zwischen beiden stand er, Simplicius, bedroht von dem zürnenden Blick

der beiden Herrscher. Denn auch sie, seine beiden Thrassen, waren wieder da. lautlos waren sie zurückgekehrt in ihres Wesens furchtbare Hülle, die er damals, kurz vor der Krise, zu seinem Entsezen leer gesehen hatte. Zwei Meere, aus denen die Wasser gewichen waren, schwollen von neuem mächtig an, und Simplicius sah sich beim Erwachen auf einer hohen, schmalen Felsenkante, die die beiden Tiefen von einander schied. Und beide strebten zu ihm empor und lockten mit derselben zwingenden Macht, wenn auch in verschiedener Weise. Das Meer Gottes überwältigte und gebot scheue Ehrfurcht durch seine erhabene Unermöglichkeit. Angesichts dieser reglosen Wasser von nie geschaute Farbe sah das übermannne Auge kein Ufer, noch vermochte es die Tiefe zu messen: gleichförmig dehnte sich dieses Meer im unbegrenzten Raum aus, alles in sich fassend, selbst das Reich des Feindes ...

Das Meer Satans erstrebte den Sieg durch seine Farbenherrlichkeit, durch seine verzehrende Gier, durch das „Menschliche“ seiner Erscheinung. Neigte sich Simplicius über die grausige Tiefe, so geschah es wohl, daß er darin sein Spiegelbild erblickte — doch nicht sein runzliges, kahles Greisenhaupt, sondern das in Jugend und Schönheit strahlende Antlitz, das ihm vor fünfzig Jahren aus Myrrhas, der Hetäre, silbernem Spiegel entgegengeschaut hatte. Ah, Myrrha! Myrrha! War es nicht Myrrha, die dort unten zwischen den grünlich schimmernden Felsenklippen sang? Was auf den Wassern tanzte: jene wie vom Leben durchglühte Weise, der rostige Schein, das goldene Blond — waren das nicht die Farben ihres herrlichen Leibes? Gewiß wandelte das göttliche Weib unter den Bäumen des Ufers, und das Wasser schmückte sich mit ihren Farben und prunkte im Widerschein ihrer Schönheit ... Und der alte Anachoret neigte sich so weit über die Tiefe, daß er hinunterstürzte ...

Er stürzte und fand sich wieder, wie er in der Erde lag und mit blutenden Fingern das herrliche Marmorbild freigrub. Allmählich trat es aus seiner braunen Hülle heraus: nackt, in all seiner reinen Schönheit! Simplicius, trunken denn je, bedeckte in nie gestillter Gier ihren ganzen Leib mit seinen Küszen und flüsterte ihr glühende Worte ins Ohr, in die Haare, in die hohen Hände. Während der Nacht oder wenn Ermatung ihn übermannte, legte er sich an ihrer Seite nieder zum



Alfred Marcker, Zürich-München.

Bildnis von Bildhauer Walter Mettler (1909).

Schlaf, den Fieberträume beherrschten. Eines Tages wollte er sie in einem Anfall von Raserei hinauf an die Sonne, hin auf in seine Höhle schleppen. „Myrrha! Myrrha! Komm, komm!“ flehte er, packte mit der ganzen Kraft seines Fie bers den Arm, den sie vor der Brust gebogen hielt, und riß sie empor. Der Arm brach beim Ellenbogen entzwei. Wild schlagend und stöhnend, preßte Simplicius seinen eigenen nackten Arm auf das Marmorbild und hämmerte ihn wie rasend mit einem spitzen Stein. Jäh spritzte das Blut auf; allein Simplicius ließ nicht ab, bis er, vom Schmerz besiegt, zusammenbrach. Langsam erlosch das Leben in ihm, während er, innig an das feusche Marmorweib geschmiegt, dalag und sein Blut sich über sie ergoß. Und vor seinen brechenden Augen vermählte sich die Weisse ihres Leibes und das Rot seines Blutes zu einem rostigen Schimmer, wie er den lebenden Menschenleib durchleuchtet... .

V.

Also starb er, der der heilige Simplicius sein wollte und nicht war.

Er starb als ein Rasender und Verzweifelter, der im Sterben Gottes zürnende Augen auf sich gehestet fühlt. Und

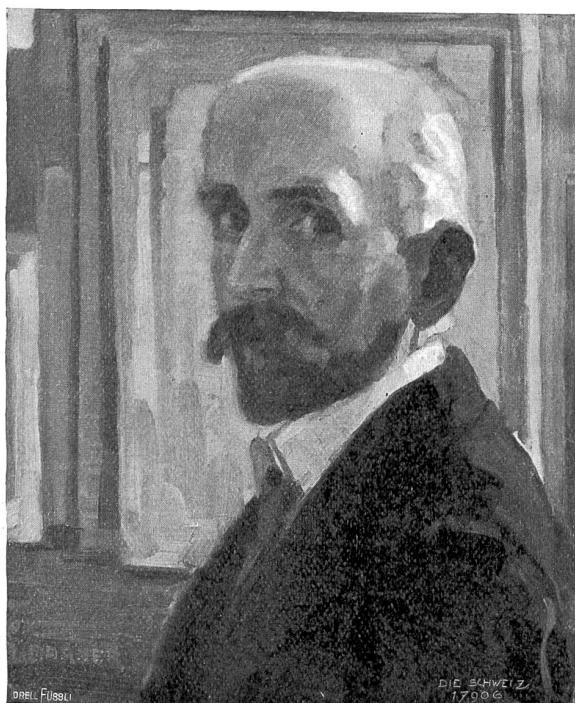
doch waren Gottes Augen die Sonnenstrahlen, die fröhlich im dichten Gezweige spielten; sie waren der nahe Quell, der unter dem grünen Kuppeldach der Bäume seinen farbenfunkelnden Pfauenschweif entfaltete... .

Glend, wie ein armes Tier, verendete er. Und dann begann das grausige Werk der Verwestung und zog sich hin durch Wochen und Wochen. Es kamen die Fliegen, die Würmer, die Ameisen. Teilaufnahmlos, ohne daß der Pesthauch, der über sie ausströmte, auch nur eine Linie des heitern Antlitzes gestört oder das Lächeln ihrer Augen getrübt hätte, lag das marmorne Weib neben dem verweijenden Leichnam. Und allmählich und sachte bettete der Wüstenwind eine immer dichtere Schicht Sand und Staub über das Marmorbild und das bleichende Gerippe. Von neuem in ihr Versteck zurückgekehrt, harrt das schöne Weib und harrt, harrt vielleicht dessen, der allein ihrer Liebe würdig ist — den nicht mehr die zitternde Furcht, gesündigt zu haben, befällt, wenn er sie auf die Lippen küßt. Und träte ihm ein Überrest dieser armelosen Gebeine vor Augen, so würde er, in weiser Gelassenheit, sie ohne Schaudern betrachten, vielleicht mit demselben Gefühl der Pietät, das der Landmann empfindet, wenn er in der offenen Ackerfurche den nackten Kern einer verwesten Frucht findet... .

Alfred Marzer.

Mit zwei Kunstablagen und acht Reproduktionen im Texte.

Noch nicht vier Jahre sind es her, daß „Die Schweiz“ dem Künstler Marzer eine ganze Nummer*) gewidmet hat. Seitdem hat sich aber dieser in einer Weise entwickelt, die es wohl rechtfertigt, wenn von neuem hier von ihm die Rede ist. Nicht nur, daß seine Kunst an Vielseitigkeit und Güte wesentlich gewonnen — sie ist auch unabhängiger, persönlicher geworden. Daran wird auch der Umstand, daß ihre Produkte hier und da noch deutliche Spuren fremder Einflüsse tragen und in mehr denn einem Punkte auf ihre Vorbilder Leibl, Trübner und Büttner zurückweisen, kaum zu rütteln vermögen. Welcher junge und strebsame Künstler hätte keine Leitsterne, welcher gleich Marzer in München sezhafte Maler keine Anklänge an Meister und Schulen der Starstadt! Was aber nicht bei allen zu finden ist, für uns und die künstlerische Einschätzung Marzers indes von weit größerer und entscheidenderer Bedeutung sein muß, das ist die Tatsache, daß seine Bilder uns etwas zu sagen haben, daß eine Persönlichkeit aus ihnen spricht, ein Künstler, dem es dringendes Bedürfnis ist, seinen Intuitionen und Gefühlen Ausdruck zu geben. Diese Gefühle sind in erster Linie koloristischer Natur. Die Farbe ist Marzer alles. Sie bildet nicht nur Anregung und Ausgangspunkt seiner Kunst, sie ist auch deren Endzweck, ist das Ziel, das ihn immer wieder aufs neue reizt und zum Schaffen antreibt. Die Farbe ist es denn auch, die uns an seinen Bildern zuerst in-



Alfred Marzer, Zürich-München.

Selbstbildnis (1910).

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

teressiert, die Farbe und ihre Kombination, die Marzer mit soviel Geschmac und Feinheit zu meistern versteht. Darin ist er Impressionist, ein Impressionist freilich, der in breiten und saftigen Strichen seine Motive hinschmeißt, ohne sich je und irgendwo jener exzentrischen und billigen Andeutungsmauer zu bedienen, die es nur zu oft schwer macht, den Kopf eines Bildes herauszufinden. Seine Darstellungen lassen vielmehr an Klarheit nichts zu wünschen übrig, und seine Stillleben vor allem zeigen eine Schärfe der Beobachtung und Meisterung des Substantiellen, die bei einem Fanatiker der Farbe, wie Marzer es ist, überraschen müssen.

Diese Stillleben übrigens sind wohl das Vollendetste, was der Künstler uns schon geboten hat. Hier legitimiert Marzer sich als Meister, als Virtuos, dem kein noch so heikles Farben- und Lichtproblem irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten scheint. Da ist alles von einer Delikatesse, von einer Tonfeinheit und Virtuosität der Behandlung, die imponieren müssen. Ob er nun Fische, Früchte, Blumen, Delikatessen, Glas- und Metallgefäß oder all das in einheitlich und fest gefügtem Ensemble darstellt —

stets ist es ein fein abgetöntes und meisterhaft abgerundetes Ganzen, das er uns bietet und das entzückt. Welche Farbenfreudigkeit brilliert nicht auf den so gerne verwendeten Metallgefäß, von welcher Fartheit sind nicht die überall und mit vollendetem Geschmac dargestellten transparenten Glasgefäße und Blumen, von welcher Leuchtkraft und Frische nicht die so prächtig plazierten Chrysanthemen auf unserer Abbildung S.

*) Bgl. „Die Schweiz“ XI 1907, 387 ff.; dort findet sich auch Biographisches, sodass wir dies hier ohne weiteres übergehen können.